Das Land meiner Familie. Und die Menschen, die dort ermordet wurden

Ihre Verwandten zeigten ihr immer schöne Fotos von Safaris. Dann begann unsere Autorin in Namibia die schmerzhafte Wahrheit über die Farmen ihrer Familie zu recherchieren

Von Luise Land, DIE ZEIT, 12.03.2026

Auf Wilhelm Diekmanns Farm im Norden Namibias ragt zwischen Akazienbäumen und sonnenverbranntem Gras ein mehr als hundert Jahre alter Gedenkstein in die Höhe. In den Stein ist eine schwarze Tafel eingelassen mit einer goldenen Krone und goldenem Eichenlaub. Darauf stehen die Sätze: »Hier focht am 11. August 1904 die Abteilung Heyde. Es starben den Heldentod, bzw. erlagen ihren hier erhaltenen Wunden: Major Osterhaus; Oberleutnant v. Lekow; Leutnant Graf v. Arnim; Feldwebel Jendis«.

Es folgen die Namen von sieben weiteren Soldaten des Deutschen Kaiserreichs.

»Wir wollen hier das Andenken an die Opfer aufrechterhalten«, sagt Wilhelm Diekmann, der regelmäßig das Gras rund um den Gedenkstein schneidet und die Buchstaben säubert. Eine Weile stehen wir da, betrachten den Stein, die Tafel, die Namen der Toten. Dann steigen wir wieder in den Geländewagen.

Wilhelm Diekmann ist 68 Jahre alt, sein Gesicht ist faltig, gegerbt von der jahrzehntelangen Arbeit in der Sonne. Wir fahren seinen Besitz ab, das Land, das ihm gehört. Wir holpern über rote Erde, vorbei an dornigen Bäumen und meterhohen Termitenhügeln und sehen den Waterberg, ein riesiges Felsplateau, 50 Kilometer lang und 16 Kilometer breit. »Die Farm ist der Ursprung aller Diekmänner in Namibia«, sagt Wilhelm Diekmann, als wir zwischendurch wieder stehen bleiben. Seit knapp 120 Jahren lebt die Familie Diekmann auf diesem Land, auf dem heute Dattelpalmen

wachsen und Jacarandabäume lila blühen. Es ist das Land, auf dem die Deutschen den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts verübten.

Die Familie Diekmann ist meine Familie. Wilhelm ist mein Großcousin.

Als ich klein war, zierten Antilopenfiguren aus Glas mein Kinderzimmer in Norddeutschland. Jedes Mal, wenn meine Großeltern unsere Verwandten in Namibia besuchten, brachten sie mir etwas mit. Meinen Schulfreundinnen erzählte ich stolz von meiner Familie in Namibia. Denn wer hat schon Cousins und Cousinen in einem Land, in dem Löwen und Elefanten leben? Auf Familienfeiern sah ich schöne Fotos von Safaris und türkisblauen Swimmingpools. Meine Vorfahren, hieß es, hätten sich dort unten vor langer Zeit ein Stück Land gekauft und sich ihr gutes Leben mit eigenen Händen aufgebaut. Namibia sei friedlich, es gebe keine Probleme.

Erst später, im Schulunterricht, ich war 15 oder 16 Jahre alt, halb so alt wie heute, da erfuhr ich den anderen Teil der Geschichte.

Im Jahr 1884 wurde Namibia zur deutschen Kolonie. Damals siedelte das Volk der Herero im Hochland rund um den Waterberg. Knapp 25 Jahre später lebte nur noch jeder fünfte von ihnen. Die deutschen Soldaten ermordeten mehr als 65.000 Menschen. Sie erschossen sie, sperrten sie in die ersten deutschen Konzentrationslager. Oder trieben sie in die Wüste, wo sie verdursteten – genau dort, wo meiner Familie heute Land gehört. In einem anderen Teil Namibias töteten die Deutschen 10.000 Angehörige der Volksgruppe der Nama.

Würde man von oben auf das Land meiner Familie schauen, bekäme man ein Areal zu sehen, das größer ist als Berlin. Mehr als hundert Jahre nach dem Ende der deutschen Kolonialherrschaft gehört fast die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche Namibias noch immer weißen, deutschstämmigen Farmern.

In diesem Dossier suche ich nach Antworten auf Fragen, die ich schon sehr lange in mir trage. Wie ist meine Familie an ihren Besitz gekommen? Wovon hat sie profitiert? Und was denken die Herero darüber, dass das Land ihrer Vorfahren noch immer den Nachkommen der einstigen Besatzer gehört?

Es ist nicht meine erste Reise nach Namibia. Aber es ist die erste, die mich in die Vergangenheit meiner Familie führen soll.

Warme Luft drückt mir ins Gesicht, als ich mit meinem Großcousin Wilhelm die Rundfahrt über die Farm fortsetze. Neben einem großen Wasserloch kommen wir erneut zum Stehen. »Vor mehr als hundert Jahren hat sich meine Urgroßmutter in diesem Tümpel die Haare gewaschen«, sagt Wilhelm. Wenige Meter vor uns beugt sich ein Springbock nach unten, um zu trinken – eine kleine Antilope mit spitzen Hörnern und weißem Bauch. Als wir weiterfahren, sehen wir silbergraue Rinder, sie gehören zu Wilhelms Herde und sind eine Kreuzung aus Simmentaler Fleckvieh aus der Schweiz und der Brahman-Rasse aus Indien. Tiere, die viel Fleisch geben.

Wilhelm war 25 Jahre alt, als er den Betrieb von seinem Vater übernahm, der ihn ebenfalls von seinem Vater übernommen hatte. Seitdem hat er nichts anderes gemacht, als die Farm zu führen. Er gräbt Rinnen in den trockenen Boden, um das seltene Regenwasser aufzufangen. Repariert die Pumpe, mit der er Grundwasser aus 60 Meter Tiefe nach oben pumpt. Fährt mit dem Geländewagen zu seinen Rindern, um zu sehen, ob es ihnen gut geht. Bringt sie zum Schlachthof, sobald sie mehr als 500 Kilo wiegen. Verkauft das Fleisch bis nach Europa, vor allem nach Skandinavien, dort sei die Nachfrage am größten, sagt er. Wohnt in einem großen Haus mit Pool. Wilhelm Diekmann ist wohlhabend, auch für deutsche Verhältnisse.

An einem kilometerlangen Zaun bleiben wir stehen. Er markiert die Grenze zwischen dem Besitz meiner Familie und dem, was dahinterliegt. »Da leben unsere Nachbarn, die Herero«, sagt Wilhelm. In der Ferne sieht man eine Ansammlung von Wellblechhütten. »Die meisten Menschen dort leben von der Hand in den Mund.« Um seine Rinder vor Dieben zu schützen, lässt Wilhelm nachts bewaffnete Wächter am Zaun patrouillieren.

Ich frage ihn, wie sein Verhältnis zu den Herero sei. »Gut, wir haben ein freundschaftliches Verhältnis«, sagt Wilhelm. »Wir wollen gut leben und respektiert werden, und den gleichen Respekt zeigen wir auch jenen, die uns das Leben nicht schwer machen.«

Dann sagt er noch, dass viele seiner Angestellten Herero seien. Er behandle sie gut, viel besser als andere weiße Farmer, zahle ihnen mehr als den staatlichen

Mindestlohn. Ohnehin sei es besser, wenn sie als Angestellte auf den Farmen arbeiteten, anstatt selbst Land zu besitzen, sonst würde in Namibia Chaos ausbrechen.

Am Abend liege ich in meinem Bett in einem der Farmhäuser noch lange wach, in einem geräumigen Zimmer mit einem Bild von Affenbrotbäumen an der Wand. Ich denke an den Stolz, mit dem mir Wilhelm sein Eigentum gezeigt hat, und daran, dass er dabei wirkte wie ein klassischer Südwester, wie die Deutschnamibier sich manchmal selbst nennen.

Ich denke daran, dass ich ihn gerne gefragt hätte, wie es für ihn ist, noch heute von der deutschen Kolonialherrschaft zu profitieren. Aber es war zu offensichtlich, dass er schon die Frage als eine Beleidigung seines Lebenswerks empfinden würde, den offenen Bruch mit ihm aber habe ich gescheut. Ich denke an meine restliche Familie in Namibia, an meine Großtante und die Cousins meiner Mutter und deren Kinder, die in meinem Alter sind. Auch mit ihnen hätte ich gerne gesprochen. Aber als ich in meinen Nachrichten das Wort »Herero« erwähnt habe, haben sie nicht mehr geantwortet.

Am Morgen wecken mich die Schreie eines Pfaues.

Die Fahrt von der einen in die andere Welt dauert nur wenige Minuten. Neben Essensständen in Wellblechhütten stehen T-Shirt-Verkäufer unter Plastikplanen. Friseurinnen in traditionellen bodenlangen Kleidern sitzen auf Plastikstühlen im Freien und flechten Frauen die Haare. Zwischen Plastikmüll und vertrockneten Bäumen grasen ein paar Schafe. »Welcome to Okakarara« steht auf einer gelben Mauer am Ortseingang. So heißt der Ort mit seinen knapp 10.000 Einwohnern, ein paar Kilometer von der Diekmann-Farm entfernt. Die Straße flimmert in der Hitze.

»Die Menschen hier leben in Armut«, sagt Assaph Utjevera Kandjeo. Er ist einer der Vorsteher der Gemeinde. Ich treffe ihn in seinem Büro. Kandjeo trägt Hemd und Hose aus luftigem grauem Stoff, formelle Kleidung für Temperaturen über 35 Grad. Er ist 55 Jahre alt. Seine Vorfahren, Herero vom Kambazembi-Clan, lebten einst auf dem Land, das heute meiner Familie gehört. Kandjeo kramt in seinen Unterlagen und holt den Communal Land Reform Act hervor. Das Dokument regelt, dass das Land um den Ort Okakarara dem namibischen Staat gehört, aber die Herero es nutzen und nicht einfach wieder vertrieben werden dürfen wie damals. Auf wessen Seite ich stehe, will

Kandjeo von mir wissen. Auf der Seite der Deutschnamibier oder auf der Seite der indigenen Bevölkerung?

Ich antworte, dass ich erst als junge Erwachsene herausfand, was damals geschehen ist und dass ich nun hier bin, weil ich in einer deutschen Zeitung über die Landverteilung in Namibia schreiben möchte. Als ich fertig bin, schweigt Kandjeo zunächst. Er schaut mir lange in die Augen. Dann fängt er an zu reden.

Kandjeo spricht von deutschen Soldaten, die schwangeren Frauen vor den Augen ihrer Familie die Bäuche aufschnitten und das Ungeborene erschossen. »Viele von uns haben Großmütter, die missbraucht wurden, und weiße Großväter, die sie nie kennengelernt haben«, sagt er. Seine eigene Urgroßmutter habe ein Konzentrationslager überlebt, habe Hunger, Durst und Vergewaltigungen überstanden. Seine Großmutter sei später dann Farmarbeiterin bei den Diekmanns geworden.

Ich erinnere mich an die historischen Schilderungen, die ich vor meiner Abreise gelesen habe. Daran, dass das Deutsche Kaiserreich das Gebiet des heutigen Namibia als sogenanntes Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika unter Kolonialherrschaft stellte. Die Herero versuchten zunächst, durch Verhandlungen und Abkommen ihre Lebensgrundlagen zu sichern. Doch die Deutschen weiteten ihre Siedlungen immer mehr aus. Dann, im Jahr 1904, brach gewaltsamer Widerstand los. Auslöser soll gewesen sein, dass ein Deutscher die Tochter eines Herero-Häuptlings und ihr Baby erschoss, weil sie sich gegen eine Vergewaltigung wehrte. Der Deutsche Kaiser Wilhelm II. entsandte den Generalleutnant Lothar von Trotha nach Deutsch-Südwestafrika. Von Trotha ordnete an, jeden Herero innerhalb der deutschen Kolonie zu erschießen. »Sie müssen vernichtet werden«, schrieb er in sein Tagebuch.

Kandjeo sagt: »Die Kinder der Überlebenden hatten viel Wut in sich, Wut, die sie an ihre Kinder weitergegeben haben. Verstehen Sie, was ich meine?«

Für Kandjeo, so scheint es mir, bin ich nicht einfach eine Journalistin aus Deutschland, die zufällig zur Familie Diekmann gehört. Für ihn bin ich Teil des Problems, Teil der Familie, die auf dem Land lebt, das seinen Vorfahren einst genommen wurde und die nun in seinem Büro mit ihm darüber sprechen will.

1908, der Widerstand der Herero war gebrochen, da verkaufte die Familie Diekmann aus Diekmannshausen an der Nordsee ihr Sägewerk und siedelte ins heutige Namibia über. Nach der Schlacht am Waterberg hatte die deutsche Kolonialverwaltung das Land der Herero konfisziert und verkaufte es nun an deutsche Siedler. In einem Buch schrieb der älteste Sohn der Diekmanns Jahre später:

»Fast jeden Tag erschienen in den Zeitungen lange Berichte über die schweren Kämpfe in der neuen deutschen Kolonie. Auch wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie notwendig deutsche Siedler dort unten gebraucht würden. Dadurch wurde auch das Interesse meines Vaters an Südwestafrika geweckt, und er erkundigte sich bei den zuständigen Stellen über eventuelle Ansiedelungsmöglichkeiten.«

Für 6.000 Mark kaufte Gustav Diekmann, der Urgroßvater von Wilhelm, damals das Land am Waterberg. Auf dem Weg zu ihrem neu erworbenen Besitz sahen sie gefangene Herero, in der Erde fanden sie menschliche Knochen. Die Familie begann mit der Rinderzucht.

1913 lebten mehr als 12.000 Deutsche in Deutsch-Südwestafrika, mehr als in allen anderen deutschen Kolonien zusammen. Die überlebenden Herero wurden nach Okakarara umgesiedelt, dem ersten Ort, in dem sie sich unter der deutschen Kolonialherrschaft selbst organisieren durften. 1918 fand Kandjeos Großmutter, damals noch ein junges Mädchen, Arbeit auf der Farm der Familie Diekmann, und die Deutschen verloren den Ersten Weltkrieg.

Danach wurde das heutige Namibia unter südafrikanische Verwaltung gestellt, es gab freie Wahlen, aber nur für Weiße, so war es üblich im Apartheid-Staat Südafrika. Die Kolonialherrschaft war vorüber, doch die Familie Diekmann blieb im Land, wie viele der deutschen Siedler. Ende der Dreißigerjahre brannte zum ersten Mal elektrisches Licht auf der Farm der Diekmanns, an den Toren hingen Hakenkreuze.

In den Fünfzigerjahren las meine Großtante, damals Anfang 20, in Norddeutschland eine Zeitungsanzeige. Sie stammte von Hans Helmut Diekmann in Südwestafrika, der auf diesem Weg eine deutsche Frau suchte. Meine Großtante wollte weg aus Nachkriegsdeutschland, wollte in die Welt hinaus, also schrieb sie ihm. Bald danach stieg sie in ein Flugzeug nach Rom, von dort ging es über den Sudan weiter in

die Hauptstadt Windhuk. Ihr künftiger Ehemann holte sie vom Flughafen ab. So kam sie auf die Farm, auf der nicht nur Assaph Kandjeos Großmutter arbeitete, sondern auch Kandjeo selbst später aufwuchs. Er half bei der Ernte, ging mit auf die Jagd.

Als Kandjeo mir in seinem Büro plötzlich von Schnucki erzählt, muss ich lachen. Schnucki war der Schwager meiner Großtante, er war der Farmverwalter. Weil anscheinend niemand weiß, wie er wirklich hieß, nennen ihn alle in meiner Familie beim Spitznamen. »Schnucki und mein Großvater waren gute Freunde, er erlaubte ihm sogar, Rinder zu halten«, sagt Kandjeo. »Es war ein gutes Leben. Zumindest hatten wir Geld.«

1990 erlangte Namibia die Unabhängigkeit von Südafrika, Sam Nujoma, der Anführer der Befreiungsbewegung Swapo, wurde zum ersten Präsidenten gewählt. Meine Familie blieb und erhielt die namibische Staatsbürgerschaft. Die Apartheid wurde aufgehoben, auch Schwarze durften jetzt wählen. Dafür durften die weißen Landbesitzer ihr Land behalten. Ein schlechter Kompromiss, sagen Assaph Kandjeo und andere Vertreter der Herero heute.

Von den heute rund drei Millionen Einwohnern Namibias ist jeder hundertste deutschstämmig. 30.000 Menschen, die sich noch immer als Deutsche fühlen, die deutsche Bücher in deutschen Buchhandlungen kaufen, deutsches Bier in deutschen Kneipen trinken und Schwarzwälder Kirschtorte und Frankfurter Kranz in deutschen Cafés essen. 30.000 Menschen, die wohlhabend und wirtschaftlich einflussreich sind. Sie exportieren hochwertiges Rindfleisch und Wein nach Europa, betreiben Hotels und Lodges für reiche Touristen, lassen Trophäenjäger gegen Geld auf Antilopen und Zebras schießen. »Jeder kennt hier jeden«, sagen sie gegenseitig über sich. Ich solle schön grüßen, sagen sie mir, wenn ich erzähle, zu welcher Familie ich gehöre.

Die schwarze Bevölkerung arbeitet oft in vierter und fünfter Generation als Erntehelfer auf den deutschen Farmen, fährt Touristen als Safariguide durch Nationalparks oder lebt in Armut. So wie in dem Ort Okakarara, in dem ich Assaph Kandjeo treffe. So wie in den Städten Windhuk und Swakopmund, wo die meisten Schwarzen noch immer in den Townships wohnen, in denen sie schon zu Zeiten der Apartheid leben mussten. Zwischen den Wellblechhütten stehen Toilettenhäuschen und

Automaten, an denen man gegen Geld Trinkwasser zapfen kann, manchmal gibt es auch Strom. Eines dieser Viertel trägt den Namen Katutura, was übersetzt so viel bedeutet wie: »Der Ort, an dem wir nicht leben wollen.«

Viele von Assaph Kandjeos Vorfahren, die während des Völkermordes getötet wurden, wurden auf dem Gebiet der Diekmanns verscharrt. An sie erinnert kein Gedenkstein mit den Namen der Verstorbenen.

In seinem Büro holt Kandjeo jetzt Zettel und Stift heraus, zeichnet die Umrisse der Diekmann-Farm auf und die Grenze zum Gebiet der Herero. »Von wem haben sie das Land gekauft? Wer hat das Dokument unterzeichnet? Wir nicht, wir waren kolonialisiert«, sagt er.

Das kleine Nashorn saugt gierig an der Nuckelflasche, während Annette Oelofse ihm den Hals krault. Drei Fünf-Liter-Kanister hat sie mit Milch gefüllt. »Ja, jetzt ist dein Bauch voll«, sagt sie, als alle drei leer sind. Das kleine Nashorn wackelt mit den Ohren. Zwischen den Dornbäumen geht Annette Oelofse ein paar Schritte mit ihm spazieren, das Tier reicht ihr nicht einmal bis zur Hüfte. »Wenn kleine Nashörner nicht genug Auslauf kriegen, können sie Depressionen bekommen«, sagt sie.

Happy Orphan, so heißt das Nashornbaby, lebt seit elf Tagen auf dem Gebiet rund um Annette Oelofses Safari Lodge. Farmer hatten den Kadaver seiner von Wilderern erschossenen Mutter gefunden und wenig später das verängstigte Junge. Sofort riefen sie Annette Oelofse an, die im südlichen Afrika als Nashornflüsterin bekannt ist. Sie ist die Cousine meiner Mutter.

Wie Wilhelm Diekmann auf seiner 140 Kilometer entfernten Farm besitzt auch Annette so viel Land, dass man es sich in Deutschland schwer vorstellen kann. Aber anders als Wilhelm betreibt sie keine Rinderzucht, sondern ein Wildreservat mit mehr als 8.000 Tieren, neben Nashörnern auch Löwen, Elefanten, Giraffen.

1995 gab es nur noch 450 Spitzmaulnashörner in Namibia. Heute sind es 2.200, auch wegen Menschen wie Annette.

Vierzig Minuten hat die Fahrt quer durch das Wildreservat gedauert, bis ich bei der Mount Etjo Safari Lodge von Annette Oelofse angekommen bin, einer luxuriösen Unterkunft für mehrere Dutzend Gäste. Mit dem Tourismus verdient Annette das Geld,

das sie braucht, um sich um die Tiere zu kümmern. Nicht weit vom Gebäude entfernt grast eine Herde Impalas. Auf einem Schild heißt es, man möge bitte die Flamingos nicht stören. Ein Mann aus Schweden steht mit seinen beiden Söhnen vor dem Eingang und wartet auf den Safariguide.

Annette Oelofse, 63, trägt kniehohe Wildlederstiefel und Jeanshemd. Wenn sie spricht, hat sie manchmal Schwierigkeiten, die deutschen Wörter zu finden. Englisch fällt ihr leichter. Sie erzählt, dass sie und ihr verstorbener Ehemann über die Jahre immer mehr Land von deutschen Rinderfarmern gekauft haben, um es in ihr Wildreservat zu integrieren. »Wir haben alte Zäune abgerissen, neue Dämme angelegt und neue Bohrlöcher geschlagen«, sagt sie. »1975 brachte mein Mann die ersten Breitmaulnashörner aus Südafrika nach Namibia.« Das erste Kälbchen, das Annette großzog, war sieben Tage alt und fast verhungert. Drei Monate lang, erzählt sie, habe sie damals auf einer Pritsche im Stall geschlafen und das junge Tier alle 20 Minuten gefüttert.

An der Wand in Annettes Wohnzimmer hängen Bilder unserer Familie, ein Bild meines Urgroßvaters, das ich aus dem Haus meiner Großeltern kenne, eines von meiner Großtante in Norddeutschland, daneben Bilder der ersten Diekmanns in Namibia.

Wahrscheinlich kann man sagen, dass sich Annette mit ihrem Wildreservat ziemlich weit vom traditionellen Leben der deutschen Südwester entfernt hat. Sie spricht die Herero-Sprache Otjiherero. Sie hat eine Schule bauen lassen für die Kinder der Herero, die sie als Angestellte beschäftigt. Wenn die Kinder größer sind, hilft sie, deren Ausbildung oder das Studium zu finanzieren. Die Tochter einer Farmarbeiterin ist heute Meeresbiologin. »Wir sind wie Familie miteinander«, sagt sie.

Und doch, als das Gespräch darauf kommt, dass auch das Wildreservat auf kolonialisiertem Land entstanden ist, merke ich, wie die Stimmung kippt. Auch Annette will nicht aussprechen, was hier einst passiert ist.

In diesem Moment erinnere ich mich daran, wie in meiner Familie früher, als ich noch ein Kind war, manchmal erzählt wurde, dass unseren Verwandten in Namibia womöglich irgendwann das Land weggenommen werde und sie dann auswandern müssten. Ich habe damals nicht verstanden, warum das passieren sollte, gefragt habe ich

nicht. Jetzt aber kommt es mir so vor, als sei auch Annette von der Furcht erfüllt, ihr Wildreservat zu verlieren, wenn sie offen anerkennt, wem das Gebiet einst gehörte.

Das Land in Namibia müsse genutzt werden, um die Gesellschaft zu ernähren und nicht um Rindfleisch nach Europa zu exportieren oder Touristen in der Natur herumzufahren, sagt Nandiuasora Mazeingo. In einem Bistro in der namibischen Hauptstadt Windhuk sitze ich ihm gegenüber. Mazeingo, 45, ist Vorsitzender der Global Ovaherero Genocide Foundation, einer Stiftung, die sich für die Erinnerung an den Genozid und eine gerechte Entschädigung einsetzt.

Während sich Assaph Kandjeo in Okakarara zumindest teilweise versöhnlich gezeigt hatte und über Nachfahren weißer Siedler wie Schnucki nichts Böses sagen wollte, lehnt Mazeingo gemäßigte Worte ab. Wilhelm Diekmanns Farm und Annette Oelofses Wildreservat bezeichnet er als besetztes Land. Er erwarte, dass die Regierung von Namibia es den rechtmäßigen Besitzern zurückgibt, den Herero. Er sagt, mit weißen Journalisten aus Deutschland spreche er selten, mit weißen Landbesitzern so gut wie nie. Meine Familie nennt er eine Gruppe egoistischer Individuen.

Aufgewachsen ist Nandiuasora Mazeingo auf einer kleinen Farm in einem Herero-Reservat, umgeben von deutschem Farmland. Weil seine Eltern nicht genug Land hatten für ihre Rinder, ließen sie die Tiere nachts heimlich bei den Weißen grasen. Als Mazeingo sechs oder sieben Jahre alt war, sagt er, habe ihm seine Großmutter das erste Mal vom Genozid erzählt. Als er 14 oder 15 Jahre alt war, erklärte sie ihm, warum ihre Haut so viel heller war als seine: weil ihre Mutter, seine Urgroßmutter, von einem Deutschen vergewaltigt worden, ihr Vater also ein deutscher Soldat gewesen war. »Es ist das Erbe meiner Großmutter, für Gerechtigkeit zu kämpfen«, sagt Mazeingo heute. »Wir haben durch die deutsche Kolonialherrschaft unser Land, unser Vieh, unsere Lebensgrundlage verloren.« Für ihn stehen wir Deutschen tief in der Schuld Namibias.

In Deutschland gab es lange kaum Interesse an der Aufarbeitung der Kolonialherrschaft. Dann, im Jahr 2015, bezeichnete erstmals ein Vertreter der Bundesrepublik Deutschland – es war der damalige Bundestagspräsident Norbert Lammert – die Verbrechen in Namibia als Genozid, mehr als hundert Jahre danach. Die anderen deutschen Verbrechen des 20. Jahrhunderts hatten alles überschattet.

Im selben Jahr begannen Abgesandte der deutschen und der namibischen Regierung mit Verhandlungen über eine mögliche Entschädigung. 2021 erkannte die Bundesregierung die deutsche Schuld in einer offiziellen Stellungnahme an und stimmte zu, der Republik Namibia über einen Zeitraum von 30 Jahren 1,1 Milliarden Euro an Entwicklungshilfe zu zahlen.

Manche Vertreter der Herero und Nama sind bereit, sich mit diesem Ergebnis zufriedenzugeben. Andere fühlen sich betrogen. Denn erstens wurden sie an den Verhandlungen nicht gleichberechtigt beteiligt. Das liegt daran, dass in Namibia die Bevölkerungsgruppe der Ovambo das Land regiert und vor allem die eigenen Interessen durchsetzt. Und zweitens wollen sie keine Entwicklungshilfe, sondern offizielle Wiedergutmachungszahlungen. Diese aber will wiederum Deutschland vermeiden, um keinen Präzedenzfall zu schaffen, den andere ehemalige Kolonien ihrerseits als Grundlage finanzieller Forderungen nutzen könnten.

Eine endgültige Einigung steht weiter aus. Bisher ist kein Geld geflossen.

Später, nach meiner Rückkehr nach Deutschland, werde ich mit Jürgen Zimmerer sprechen. Er ist Professor für Globalgeschichte mit dem Schwerpunkt Afrika an der Universität Hamburg und führender Vertreter der unter Historikern umstrittenen sogenannten Kontinuitätsthese, die er in seinem Buch *Von Windhuk nach Auschwitz?* darlegt. Demnach gibt es Parallelen zwischen den Verbrechen der deutschen Kolonialherrschaft und jenen des »Dritten Reichs«.

Zimmerer sagt, die Aufarbeitung des Nationalsozialismus sei in Deutschland schon vor Jahrzehnten in Gang gekommen, vor allem mit der Studentenbewegung Ende der Sechzigerjahre. Bei der Kolonialgeschichte dagegen habe eine vergleichbare Aufarbeitung erst vor wenigen Jahren begonnen. Als er das sagt, kommt es mir vor, als stünde ich heute dort, wo viele junge Menschen in den späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahren standen, als sie begannen, in ihren Familien Fragen nach der NS-Vergangenheit zu stellen.

Noch immer sind Straßen in Namibia nach Bismarck oder Bach benannt. Manche von ihnen aber bekamen in den vergangenen Jahren neue Namen, oft die von namibischen Freiheitskämpfern oder von früheren Stammesoberhäuptern der Herero

und Nama. Im Gedenken an den Genozid zogen Herero und Nama im April vergangenen Jahres in Richtung Shark Island, einer Halbinsel im Südwesten Namibias, auf der die Deutschen damals das erste Konzentrationslager errichtet hatten. Bis vor Kurzem war dort noch ein Campingplatz.

Aus deutscher Sicht mag es einem so vorkommen, dass die Kolonialherrschaft lange vorbei ist. Dass sie etwas ist, mit dem wir heute nichts mehr zu tun haben. Aus Sicht der Herero und Nama ist sie etwas, das immer weiterwirkt. Fünf Generationen liegen zwischen 1904 und heute, die sechste Generation wird gerade geboren, trotzdem ist der Konflikt in Namibia noch immer überall.

Doch es gibt auch etwas, das allen Menschen, mit denen ich in Namibia gesprochen habe, gemein ist, den weißen Landbesitzern ebenso wie den Herero und Nama. Sie alle haben Angst.

Die Deutschnamibier haben Angst davor, dass ihnen irgendwann doch noch ihr Land weggenommen wird. Dass sie all das verlieren, was ihre Vorfahren aufgebaut haben.

Die Herero und Nama hoffen zwar darauf, dass das Land neu verteilt wird, haben aber Angst davor, dass sie dabei leer ausgehen. Denn genau so war es im Nachbarland Simbabwe. Auch dort gehörte der Großteil des Landes nach der Unabhängigkeit im Jahr 1980 weiterhin weißen Farmern. Um historisches Unrecht auszugleichen, ordnete die Regierung unter dem damaligen Machthaber Robert Mugabe an, die Weißen zu enteignen. Dann jedoch verteilte sie das Land nicht an Kleinbauern und Farmarbeiter, sondern an Angehörige des Militärs und der politischen Eliten.

Es gibt heute ein Gesetz in Namibia, wonach Farmern das Land nicht einfach weggenommen werden kann. Der Staat darf aber den Grund und Boden der Landbesitzer aufkaufen und dann weitergeben. Nur hat der namibische Staat viel zu wenig Geld, um das Land zu erwerben. Auch deshalb hätten Wiedergutmachungszahlungen aus Deutschland so eine große Bedeutung.

An meinem letzten Tag in Namibia, auf dem Weg zurück zum Flughafen, sehe ich links und rechts der Straße wieder die kilometerlangen Zäune weißer Farmer. In diesem Moment denke ich daran, dass ich Annette mag und dass ich bewundere, was sie für den

Tierschutz tut. Dass Wilhelm mich herzlich empfangen hat und dass ich froh bin, nicht in seine Rolle hineingeboren worden zu sein. Ich denke daran, dass ich mich in meiner Familie nicht beliebt machen werde, wenn ich diesen Text schreibe, aber dass ich ihn trotzdem schreiben will. Weil ich glaube, dass man endlich mehr darüber sprechen muss, was in diesem Land passiert ist. Und dass man Menschen ihre Würde nimmt, wenn man es nicht tut. Hätte mich in diesem Moment aber jemand gefragt, was ich will, dann hätte ich wahrscheinlich geantwortet: Ich will einfach zurück nach Hause.

Wilhelm will in zwei Jahren die Rinderzucht an seinen Sohn vererben, der in meinem Alter ist und den Betrieb seines Vaters weiterführen möchte. Einen Tag nach meiner Abreise hält ein Bus mit ein paar Dutzend deutschen Landwirten auf der Farm. Sie sind gekommen, um sich von Wilhelm Diekmann zeigen zu lassen, wie die Rinderzucht in Namibia funktioniert.

Annette will für ihre Tiere in den nächsten Jahren mehr Land kaufen. Ihr Sohn zäunt gerade 5.000 zusätzliche Hektar ein. In einem Monat wird sie nach Usbekistan fliegen, um an einer Artenschutzkonferenz teilzunehmen.

Nandiuasora Mazeingo will demnächst nach Deutschland reisen, um bei einer Veranstaltung des Stuttgarter Kunstvereins über die deutsche Kolonialgeschichte aufzuklären. Er wirkt so, als habe er darauf nicht sonderlich Lust, und doch wird er in Gedenken an seine Großmutter Tausende Kilometer zurücklegen.

Assaph Kandjeo will, dass das Kulturzentrum von Okakarara eines Tages nicht mehr leer ist, sondern dass dort Kulturgüter und Schmuck der Herero zu sehen sein werden, die sich heute noch in Deutschland befinden. Am meisten aber, sagt er, denkt er an einen prunkvollen Gürtel, der einst seinen Vorfahren gehörte. »Es gibt kein Foto von ihm, ich weiß nur, dass er einzigartig war. Ich glaube, dass er irgendwo in Deutschland liegt. Ich will es nicht zu einer nationalen Angelegenheit machen, ich wünsche mir einfach sehr diesen Gürtel zurück. Nachts träume ich davon, dass ich ihn eines Tages wiederbekomme.«

Zurück in Deutschland, fragen meine Cousinen mich, wie es in Namibia war. War schön, sage ich. Ja, ich habe ein Nashornbaby gesehen.